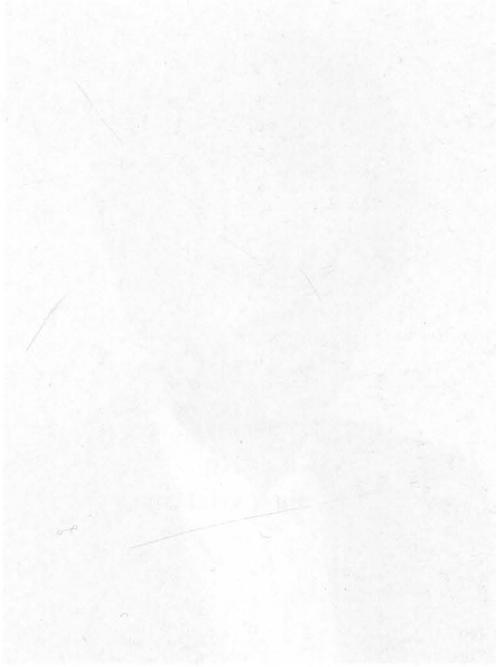


XXIV

studia  
germanica  
posnaniensia

UNIwersYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU





*Festschrift für  
Edyta Polczyńska  
zum 40. Arbeitsjubiläum*



Edega Pociuszeiska.

24. 1999

cd 42904411

K

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

# STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA XXIV

Herausgegeben von

ANDRZEJ Z. BZDEGA, STEFAN H. KASZYŃSKI, HUBERT ORLOWSKI

Redaktion:  
Maria Wojtczak



POZNAŃ 1999

Biblioteka UAM

Redakcja: Maria Wojtczak  
Opracowanie redakcyjne: Frank König

*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

© Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 1999



Projekt okładki: Ewa Wąsowska  
Redaktor techniczny: Elżbieta Rygielska

ISBN 83-232-0961-8  
ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Wydanie I. Nakład 550 egz. Ark. wyd. 17,00. Ark. druk. 13,25+2 wkł.  
Papier offset. kl. III, 80 g, 70 : 100. Podpisano do druku w październiku 1999 r.

WYKONANO W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. WIENIAWSKIEGO 1

Bibl. UAM  
WSP

## INHALT

Editorial.....	3
Tabula gratulatoria.....	4
Cecylia Z a ł u b s k a (Poznań): Professor Edyta Połczyńska zum vierzigsten Arbeitsjubiläum.....	9
Hubert O r ł o w s k i (Poznań): Pufendorfs Polenbild und die reichspublizistische Option..	13
Werner Rieck (Potsdam): Zur Vielfalt deutscher Romanliteratur zwischen Barock und Frühaufklärung.....	23
Olga D o b i j a n k a - W i t c z a k o w a (Kraków): Unzeitgemäß – zeitgemäß? Zu Schillers <i>Kabale und Liebe</i> (aus polnischer Sicht).....	37
Maria W o j t y s i a k (Poznań/Bamberg): Denkmuster im Polenbild von Ernst Moritz Arndt und ihre Funktion.....	45
Jerzy K a ł a ż n y (Poznań): <i>Sechs Polen-Lieder</i> von Joseph von Opeln-Bronikowski. Edition und Kommentar.....	55
Hubertus F i s c h e r (Hannover): „Grenzpfahl mit Ordenskreuz“. Überlegungen anlässlich unveröffentlichter Dokumente.....	67
Tadeusz N a m o w i c z (Warszawa): Zur Literatur in Ostpreußen als einem Phänomen der „Grenzraumliteratur“.....	81
Lech T r z e c i a k o w s k i (Poznań): Otto von Bismarck in der polnischen Historiographie.....	91
Maria K ł a Ń s k a (Kraków): Theodor Zöckler und die Galiziendeutschen.....	103
Małgorzata C z e k a Ń s k a (Poznań): Zur Reaktion der polnischen Presse auf die städtebaulichen Aktivitäten der preußischen Behörden in Posen (1900-1914).....	121
Jan P a p i ó r (Poznań): Stanisław Przybyszewski als Vermittler europäischen Kulturgutes	131
Izabela S e l l m e r (Poznań): „Wie soll ich es schaffen?“ – Klaus Mann im Spiegel seiner Exiltagebücher.....	145
Maria W o j t e z a k (Poznań): Franz oder Franciszek Sawicki – ein deutscher und polnischer Denker.....	153
Roman D z i e r g w a (Poznań): Zur Rolle der deutschsprachigen Literatur in der Essayistik Józef Wittlins aus den Jahren 1918-1939.....	161
Stefan H. K a s z y Ń s k i, Maria K r y s z t o f i a k (Poznań): Nachwirkung oder Parodie? Eine vergleichende Studie zur kulturgeschichtlichen und thematologischen Nähe der Romane <i>Die Blechtrommel</i> von Günter Grass und <i>Der Doppelgänger</i> von Klaus Rifbjerg.....	173
Czesław K a r o ł a k (Poznań): Das Suchbild des Zensors. Methodologische Probleme einer literaturwissenschaftlichen Zensurforschung.....	185
Bernhard G a j e k (Regensburg): Das Grab in Wilflingen. Anmerkung zur Beerdigung Ernst Jüngers.....	195
Eberhard M a n n a c k (Kiel): Satire, Ironie und Humor in Günter de Bruyns <i>Märkische Forschungen</i> .....	199
Verzeichnis der Veröffentlichungen von Prof. Dr. habil. Edyta Połczyńska.....	207

1821-

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

WERNER RIECK

## ZUR VIELFALT DEUTSCHER ROMANLITERATUR ZWISCHEN BAROCK UND FRÜHAUFKLÄRUNG

Die Romanliteratur zwischen Barock und früher Aufklärung ist durch eine große Vielschichtigkeit und Vielgestaltigkeit sowie durch den Mangel an formaler und struktureller Geschlossenheit charakterisiert. Das ist wesentlich durch die starke Bindung poetischen Schaffens an die poetologischen Maximen der Antike und die darauf fußenden ästhetischen Postulate begründet. Sie erkannten den Roman nicht als eigenständiges und wesentliches literarisches Genre an, behinderten damit auch die Entfaltung einer einheitlichen Romantheorie sowie die Herausbildung fester formaler Strukturen für dieses Genre.

Gellert, Wieland und Goethe verdankt der Roman in Deutschland, daß er schließlich als poetisches Genre anerkannt wurde und in der Romantik zu einer der wichtigsten poetischen Gestaltungsformen aufrückte. Erst 1774 hatte Blanckenburg mit seinem *Versuch über den Roman* die aller klassizistischen Poetologie entgegengesetzte theoretische Rechtfertigung für dieses epische Genre geliefert und es gegenüber dem Epos als dichterischen Aktionsraum für das Individuum beschrieben.<sup>1</sup> Der Weg zur poetologischen Akzeptanz des Romans, den dann Hegel in seiner *Ästhetik* als „moderne bürgerliche Epopoë“ bezeichnete, in der „der breite Hintergrund einer totalen Welt sowie die epische Darstellung von Begebenheiten vollständig“<sup>2</sup> bewältigt werde, war ein komplizierter Prozeß, obwohl das

---

<sup>1</sup> Vgl. Friedrich von Blanckenburg: *Versuch über den Roman*. Leipzig/Liegnitz 1774. S. 17 u. S. 21. Siehe auch Hans Hiebel: *Individualität und Totalität. Zur Geschichte und Kritik des bürgerlichen Poesiebegriffs von Gottsched bis Hegel anhand der Theorien über Epos und Roman*. Bonn 1974.

<sup>2</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Ästhetik*. Hrsg. von Friedrich Bassenge. Berlin/Weimar 1965. Bd. 2. S. 452.

Romanschaffen sich in Europa und in Deutschland beim Lesepublikum längst Anerkennung erworben hatte. Der hier vorgelegte Versuch eines Überblicks strebt an, wichtige Details und einige Erscheinungen dieser Entwicklung in einer zeitlich begrenzten Phase zu skizzieren, die in der germanistischen Forschung immer noch recht stiefmütterlich behandelt wird.

Die große Leistung Christian Reuters, der mit seinem *Schelmuffsky* (1696) ein Romanwerk von künstlerisch hoher Wertigkeit schuf, stand für viele Jahre vereinzelt in der Geschichte des deutschen Romans da und fand erst mit Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* (1731) – freilich mit anderer Tendenz und aus anderer geistiger Intention – eine würdige Fortsetzung. So konnte in einer Zeit, als der französische und der englische Roman bereits übernationale Bedeutung gewonnen hatten, von einem deutschen Anteil an einer bürgerlich-aufklärerischen Romanliteratur von Weltgeltung noch keine Rede sein.

La Calprenède und Madeleine de Scudéry wirkten zwar auf den höfischen und sogenannten Galanten Roman, auf den Schlüsselroman und auf die Schäferpoesie in Deutschland. Paul Scarron mit seinem berühmten *Roman comique* (ab 1651), Antoine Fouretière mit dem *Roman bourgeois* (1666), in dem eine außerordentlich wirksame satirische Darstellung von Sitten des Bürgertums und literarischer Zeiterscheinungen gegeben wurde, sowie Alain René Lesage mit seinem nach Luiz Velez de Guevaras *Diabolo cojuelo* (1641) gestalteten *Le diable boiteux* (1707) sowie seiner *Histoire de Gil Blas de Santillane* (1715-1735), die wegen ihrer überaus farbigen Palette an Milieuschilderungen und realistischen Episoden über ihre Zeit hinaus lebendig blieben, beeinflussten das deutsche Romanschaffen außerordentlich. Eine Gegenleistung der deutschen Literatur zur europäischen Romanentwicklung wurde jedoch nicht erbracht.

Die lesekundigen und gelehrten Schichten des Adels und des Bürgertums wurden dagegen mit einer Flut der unterschiedlichsten Romangenres überschwemmt, deren Vielfalt und Differenziertheit, die aus unterschiedlicher Traditionswahl und aus ästhetischer Ziellosigkeit entsprangen, eine exakte Klassifizierung der einzelnen Romantypen erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen. Die immer noch herrschende Vielfalt von Genrebegriffen in der Sekundärliteratur zum Roman entspringt unter anderem diesem Umstand. Neben der Unzahl von Übersetzungen und verflachten Bearbeitungen und Imitationen aus fremden Literaturen gab es die Nachahmungen des höfischen Romans mit einer vielfach auf Adelsgestalten beschränkten Heldenwahl und einer manierten Sprachgebung. Der Schäferroman – auch er ein spezifischer Typ des Feudalromans – lebte weiter fort, nahm aber um 1700 immer häufiger platte Episoden und Geschichten auf, die das klassische Gewand und die ideale schäferliche Kulisse dieses Genres zerstörten.

August Bohse war mit seinen Romanen, die den galanten Menschen und gewandten Höflingstyp darstellten, Erfolgsautor um 1700. Was unter seinem Pseudonym Talander gedruckt wurde, garantierte hohen Absatz und hohe Auflagen. Nicht zuletzt aus diesem Grunde sah sich Bohse veranlaßt, in der Vorrede zu seiner

*Sclavin Doris* (1696) zu erklären: „Es werden einige Romane / wie auch andere Schrifften / so bißhero heraufgekomen / und denen nicht der völlige Nahme Talander / sondern nur ein bloßes T. vorstehet / oder da sonst des Verfassers angenommener Nahme meinem angebohrenen Zunahmen etwas nachartet vor die meinigen außgegeben / und als meine Arbeit verkaufft / auch sogar von einem Verleger unter dem Nahmen Talander in die Cataloges gesetzt; indem ich aber die Herren Autores solcher Schrifften nicht gerne die Ehre ihrer Bemühungen berauben wil / so die etwa daraus möchten zu gewerten haben / so bitte ich nichts vor das meinige zu halten / als wo der ausdrückliche Nahme Talander bey dem Titel des Tractats stehet.“<sup>3</sup>

Auch Christian Weise fand Fortsetzer, ebenso wie die seinerzeit von ihm bekämpfte triviale Unterhaltungsliteratur. Eine ganze Schar von Schriftstellern versuchte sich in der Aneinanderreihung von epischen Einzelepisoden, die zu großen Romanwerken ohne tiefgründige ideelle Zielsetzung ausgewalzt wurden. Selbst für moralische und wissenschaftliche Traktate, für Belehrungen über gesellschaftlichen Umgang, über Reichtum, über Erziehung, Ehe usw. mußte die Romanform erhalten und ein populäres Gewand abgeben, in dem ein Erzähler moralisierend oder auch unterhaltend auftreten konnte, ohne von vornherein das Lesepublikum durch die trockene Darstellung eines Traktats abzuschrecken.

Studentisches Leben, besonders die ungebundene Lebensweise des verbummelten und in galante Abenteuer verwickelten bramabasierenden Studententyps, lief die Stoffe für eine Anzahl einander recht ähnlicher Studentenromane. Johann Leonhard Rost, der sich den Namen Meleaton zulegte, versuchte sich in billigem Bohse-Epigonentum. Auch Christian Friedrich Hunold, ein Schriftsteller mit einem recht abwechslungsreichen und abenteuerlichen Leben, bewegte sich teilweise stark in den Spuren Bohses, bei dem er 1698 in Jena Vorlesungen gehört hatte. Ihm gelang es jedoch, in seinen unter dem Pseudonym Menantes erschienenen Romanen durch verschlüsselte Wiedergabe tatsächlicher Geschehnisse in ihm bekannten Adelskreisen und im Hamburger Künstlermilieu kritische und satirische Elemente zu größerer Wirksamkeit zu bringen, weswegen er vielfach auch beschimpft, verleumdet und sogar verbannt wurde.

Von heute zumeist vergessenen Autoren stammt die Gruppe der Romane, die lokale Ereignisse, besonders in den größeren Städten Deutschlands – hier vor allen in den Universitätsstädten –, zum Vorwurf nahm und einerseits der Pasquinade, andererseits dem Studentenroman sehr nahe steht. Besonders für Leipzig läßt sich eine hohe Anzahl der letztgenannten Gruppe nachweisen. Leipzig, das „Plissine“ Reuters, erhielt in diesen Romanen die Namen „Lindenfeld“, „Pleißathen“ und auch „Memphis“, ganz ähnlich der Manier, mit der man Dresden als „Dresano“ und Hamburg als „Elbipolis“ verschlüsselte.

<sup>3</sup> Zit. nach Heinrich Tiemann: *Die heroisch-galanten Romane August Bohses als Ausdruck der seelischen Entwicklung in der Generation von 1680 bis 1710*. Diss. Kiel 1932, S. 9, Anm. 1.

Zur größten Verbreitung und Wirkung gelangte allerdings um 1700 der Abenteuerroman, in dem der *Picaro* fortlebte, wie ihn die spanische Romanliteratur ausgebildet hatte, und in dem die Landstörzergestalten der deutschen Literatur, die holländischen „Avanturiers“, kurz die heruntergekommenen Schelme aus allen Nationen, gleichwertige literarische Nachfahren fanden. Die Typen und Romanhelden, die Reuters realistische Satire im *Schelmuffsky* entlarven half, kamen nochmals so recht zur Wirkung. Ihren Lebensweg verfolgte vor allem ein frühes bürgerliches Lesepublikum mit großer Begeisterung und fand darin die verflachte Romantik alter Ritterromane und den bereits im 17. Jahrhundert weit verbreiteten Reiseroman und die episodensreichen epischen Revuen in ästhetisch trivialem Range vereint und fortgesetzt. Diese Literatur begünstigte dann die schnelle Aufnahme der „Avanturiers“, eines Romantyps, der dem Vorbild von Nicolaas Heinsius' 1695 entstandenen Werk *Den Vermakelyken Avanturier Ofte de wispelturige en niet min Wonderlyke Levens-loop van Mitrador* folgte und neben Übersetzungen in viele Sprachen in Deutschland unter anderem einen siebenbürgischen, westfälischen, russischen, schweizerischen, bremischen, Dreßdner, dänischen und asiatischen Avanturier entstehen ließ. Held war zumeist eine dem *Picaro* verwandte Figur, jedoch mit stärkerem sozialen Bezug als ein Mensch gezeichnet, der keine Mittel scheut, sich aus seiner niederen Herkunft zu befreien und nach vielen Abenteuern in die gehobenen Gesellschaftsschichten vorzudringen. Er kann dann „endlich als seßhafter Bürger sein Leben“<sup>4</sup> beschließen. Zugleich enthielten diese Abenteuerromane auch starke wirklichkeitsbezogene Darstellungselemente, weil sie ihre Helden durch viele Lebensstationen führten, zudem phantastische Abenteuer, die der Sehnsucht Ausdruck verliehen, dem öden Alltag und Druck des feudal-bestimmten Lebens zu entgehen, und des Helden abenteuerlichen Weg enden ließen im Ideal eines geordneten Lebens.

Dieses Schrifttum begünstigte dann die schnelle Aufnahme des Defoeschen *Robinson Crusoe* (1719) in Deutschland, mit dem zugleich eine gesellschaftlich bedeutsame Tendenz in die Literatur Eingang fand, das Ideal, fern von dem durch den feudalen Moralkodex bestimmten europäischen Leben, fern vom unverstandenen harten Existenzdasein einer durch feudale Zwänge und vor allem durch Geld und privaten Reichtum determinierten Gesellschaft ein ideales, menschliches und glückliches Dasein zu führen. Allerdings glitt auch dieses Genre „Robinsonade“, das eine fast unüberschaubare Anzahl von Nachahmungen hervorbrachte, in das seichte Fahrwasser literarischer Banalität ab. Fast jede Landschaft und jedes Volk hatte – analog zu den „Avanturiers“ – ihren Robinson. Es gab bis um 1760 nicht nur einen holländischen, teutschen, schwedischen, französischen, dänischen, isländischen, irischen, amerikanischen und jüdischen Robinson, sondern auch einen sächsischen, einen Leipziger und einen Hartz-Robinson. Geschäftssinn und buchhändlerische

---

<sup>4</sup> Berthold Mildebrath: *Die deutschen „Avanturiers“ des achtzehnten Jahrhunderts*. Diss. Würzburg 1907, S. 9.

Taktik förderten auch die Entstehung der „Avanturiere“ und der „Robinsonin“. So gab es als Heldinnen eine böhmische, finnländische, curländische, venetianische Robinsonin. Auch Ankündigungen von satirischen und moralisierenden Werken nutzten aus buchhändlerischer Spekulation, um viele Leser zu gewinnen, Titelversionen, die auf einen „geistlichen, moralischen“ oder sogar „medizinischen Robinson“ verwiesen. Immerhin vermochten auch diese Werke den Keim zu der bedeutenden Verbindung von Robinsonade und sozialer Utopie zu legen, mit der Johann Gottfried Schnabel in seiner *Insel Felsenburg* (1731-1743) die epische deutsche Literatur bereicherte.

Als Gottsched 1749 dem ersten Teil der von seiner Frau übersetzten *Geschichte der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris* einen wissenschaftsgeschichtlich bedeutenden „Vorbericht“ voranstellte, fragte er mit deutlicher kritischer Absicht, warum die Übersetzung der Geschichte dieser Akademie bislang unterblieben sei. Er fügte hinzu: „Ein Werk von dieser Art, würde sonder Zweifel ungleich mehr Nutzen geschaffet haben, als eine Menge abgeschmackter Romane, davon fast alle Buchläden wimmeln.“<sup>5</sup> Zur Romanliteratur, die um 1749 zweifelsohne bereits einen hohen Verlagsanteil im kommerziellen Literaturbetrieb ausmachte, gab es also um die Jahrhundertmitte noch das ablehnende Urteil eines Mannes, dessen Meinung im literarischen Leben noch entscheidendes Gewicht besaß. Es wird hierdurch zugleich um vieles erklärlicher, daß noch in dem von 1771 bis 1774 publizierten Wörterbuch *Allgemeine Theorie der schönen Künste* von Johann Georg Sulzer, das vielfach auch die ästhetischen Anschauungen von Sulzers Lehrern Bodmer und Breitinger berücksichtigte, ein Abschnitt über den Roman fehlt. Schließlich hatten schon die bedeutendsten Moralischen Wochenschriften die Lektüre von Romanen verworfen, sprach sich das sechste Stück der *Vernünfftigen Tadlerinnen* gegen ihren schädlichen Einfluß aus und unterstützte Gottsched in seinem *Biedermann*, im neunundachtzigsten Blatt, diese Tendenz noch ausführlicher. Natürlich mußte eine Definition des Romans, wie sie etwa 1715 in Amaranthes' (d. i. Gottlieb Siegmund Corvinus) *Frauenzimmer-Lexikon* nachzulesen war, „Romane seynd allerhand verliebte Geschichte und Erzählungen derer Götter, Helden, hoher Standes- und auch anderer Personen mit allerhand heimlichen und wunderungswürdigen Liebes-Intriguen, ertichtet oder wahrhaftig übersetzt oder selbst ausgefertigt, worinnen das Frauenzimmer zu ihrer Gemüts-Ergetzung und Auspolierung der rechten und reinen hochteutschen Sprache zu lesen pflaget“<sup>6</sup>, Angriffsflächen bieten.

So ist es im Grunde wenig verwunderlich, daß – ähnlich den Anwürfen, mit denen die orthodoxe Geistlichkeit das junge deutsche Theater, Schauspieltruppen und Repräsentanten der frühen Theatergeschichte bekämpfte – eifrige Gegner des Romans auftraten und dieses Genre in Grund und Boden verdamnten. 1703 fand sich

<sup>5</sup> Leipzig 1749, S. XIX.

<sup>6</sup> Zit. nach Walter Rehm: *Geschichte des deutschen Romans*. Berlin 1927, S. 3.

in einer kritischen Schrift das harte Urteil, daß die Romane nichts anderes seien als „Liebesgeschichten oder besser zu reden Diebesgeschichten, damit denen Lesern das Geld aus dem Beutel und die Zeit aus der Hand gespielet und an anderer Stelle nichts anderes als Vermehrung der Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen gewonnen wird“<sup>7</sup>; und der Glauchaer Rektor Freyer füllte sein *Teutsches Programm vom Romanlesen* (1730) mit vielen kritischen Betrachtungen und Anmerkungen. Christian Thomasius, der den Roman nicht sehr hoch einschätzte, ließ ihn dagegen – wie auch der Schulmann Johann Hofmann aus Speyer in seiner *Lehrmäßigen Anweisung zu der Teutschen Verß- und Ticht-Kunst* (1702) – als Übermittler philosophischer Lehren für die Masse des Volkes gelten. Leibniz rechnete ihn wie die Lobschriften und öffentlichen Reden zu den Randformen der Poesie.

Hatten Birken, Zesen, Buchholtz und Zigler sich bereits in dieser oder jener Form mit der Romantheorie befaßt, ihn für die adlige Erziehung, zur Sprachbereicherung oder zum Nutzen einer christlichen Tugendidee empfohlen, so bestand Happels Verdienst darin, eine der ersten historischen Darstellungen über die Entwicklung des Romans, P. Daniel Huets *Essay sur l'origine des Romans* in seinem *Insulanischen Mandorell* bekanntgemacht zu haben, in der „insonderheit der Ursprung der sogenannten Romanen, gruendlich und in einer Teutschen Redens-Arth“ untersucht wurde. Albrecht Christian Rotth, Konrektor in Halle, bereicherte mit Happels Huet-Übertragung seine *Vollständige Deutsche Poesie*, die 1688 erschien und eines der bedeutendsten poetologischen Handbücher in der Übergangsperiode zur Aufklärung darstellt. Außerordentlich bedeutsam ist die bei Rotth eindeutig durchbrochene These vom ständisch festgelegten Feudalroman. Fanden sich in Gordon de Percels *De l'usage des romans* und bei Anton Ulrich von Braunschweig noch die Auffassung, daß im Roman – ähnlich der Tragödie – nur vornehme Personen auftreten dürften, so stellte Rotth der Ansicht, daß die Personen „vornehm oder bekant“ sein müßten, die Meinung entgegen: „Denn auch mittelmäßige / doch erbare / Personen“<sup>8</sup> dürften im Roman auftreten. Rotth machte sich hier die Anschauungen Huets und Happels zunutze, die die Romane, „deren Personen mittelmäßigen Standes“ seien, für wirksamer erklärten als jene, „die da handeln von den vornehmsten Printzen / und herrl. gedenckwürdigen Thaten ...“<sup>9</sup>. Rotth vertrat hier nicht nur thesenhaft ein Ideal vom Romanhelden, er wurde mit seiner theoretischen Handreichung zugleich der zeitgenössischen Romanliteratur gerecht, die vielfach auf den adligen Helden verzichtete. Schließlich gebührt Rotth das Verdienst, dem Roman, der in den meisten Poetiken unter dem Abschnitt vom Heldengedicht, vom Epos, abgehandelt wurde, ein eigenes Kapitel „Von Romainen oder Liebes-Gedichten“ eingeräumt zu haben. Gottsched entschloß sich erst in der

<sup>7</sup> Ebenda.

<sup>8</sup> Albrecht Christian Rotth: *Vollständige Deutsche Poesie*. Leipzig 1688. III. Teil, S. 349.

<sup>9</sup> Zit. ebenda, S. 358.

vierten Auflage seiner *Critischen Dichtkunst* (1751), einen Abschnitt über „Ritterbücher und Romane“ einzufügen, der in den vorausgegangenen Auflagen fehlte.

Rotths Gleichsetzung des Romans mit „Liebes-Gedichten“ beruhte auf der Vorstellung vom Stoff der Romane. „Denn was **die Materie der Romaine** anlanget / so muß / wie in dem Helden-Gedichte eines vornehmen Helden-That zuerzehlen vorgenommen wurde / in den Romainen **eine Liebes-Geschichte** zuerzehlen vorgenommen werden.“<sup>10</sup> Diese Bemühung, ein Kriterium zur Unterscheidung von Romanen und Epen zu finden, wirkt verhältnismäßig starr, stellt aber immerhin einen ersten Versuch dar, das Wesen der in den Romanen gestalteten Fabeln theoretisch zu verallgemeinern. Vor allem schwebte Rotth dabei der französische Roman und dessen deutsche Nachahmungen vor, denn auf die zahlreiche Romanliteratur, die in Einzelepisoden die Erlebnisse eines Helden oder einer Gruppe von Helden nacherzählte, auf den Schelmen- und Abenteuerroman, traf seine Definition keinesfalls zu und zeigt somit zugleich die Schwäche der zeitgenössischen Poetik, die es nicht vermochte, alle Erscheinungen dieses Genres in der theoretischen Verallgemeinerung zu berücksichtigen. In der Happelschen Übersetzung von Huets *Essay sur l'origine des Romans* wurde auch die Gestaltung realer Situationen im Roman gefordert. Die Wahrscheinlichkeitsforderung wurde allerdings nicht zum Dogma erhoben, „denn die Romanen sind ausgezierte Sachen / welche nicht unmöglich gewesen / sondern sich wohl hätten zutragen können / dennoch nicht also geschehen sind ...“<sup>11</sup>.

Morhof hatte den Roman bei großen Vorbehalten lediglich aus einem Nützlichkeitsprinzip gelten lassen. Das Nützlichkeitsprinzip gewann in der frühen Aufklärungspoetik immer größere Geltung, und so finden wir es auch in der Lehre vom Roman wieder. In Happels Huet-Übersetzung wurde von den Romanen als von den „fromme(n) Lehrmeister(n)“<sup>12</sup> gesprochen, und Rotth formulierte – ganz sicher davon beeinflusst –: „Der Endzweck (der) Romaine ist / daß man dem Leser mit der Lust zugleich allerhand nützliche Sachen beybringe.“ In den Romanen würden „iederzeit die Tugenden gelobt und die Laster gescholten“<sup>13</sup>. Magnus Daniel Omeis, der Altdorfer Professor und Vorsteher des Pegnitzordens seit 1697, verkündete in diesem Sinne in seiner *Gründlichen Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst* (1704, 1712), daß Romane die Liebe zur Tugend wecken und anerziehen sollten. Er, der den Ordensnamen Damon trug und unter diesem Pseudonym 1706 seine Sammlung *Geistliche Gedicht- und Lieder-Blumen* herausgab, bot in seiner Poetik einen kurzen Überblick über die Geschichte des Romans, nannte Namen wie Werdern, Buchholtz und Lohenstein, führte deren Werke auf und verwies auf Huet und Happel. „Romanzi“ oder „Romans“ waren für

<sup>10</sup> Ebenda, S. 348.

<sup>11</sup> Zit. ebenda, S. 359.

<sup>12</sup> Zit. ebenda, S. 412.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 350.

ihn Heldengedichte in ungebundener Rede, und bezeichnenderweise hieß das einschlägige Kapitel in seiner Poetik „Die Helden-Gedichte und Romans“. Trotz dieser starren Auffassung vom Roman gab es bei Omeis jedoch echte Ansätze zu einer ausbaufähigen Theorie des Romans. Er verwies auf die Möglichkeit, in der Romanhandlung die Vorgeschichte der Geschehnisse erzählen zu lassen, die Personen mit dem Mittel der Rückblende in ihren Erzählungen auszustatten. Außerdem müsse die Einheit der Charaktere gewahrt bleiben, müßten die Personen „einerlei Gemüts-Regungen oder affectus“<sup>14</sup> beibehalten, wie er es nannte. Schloß eine derartige Betrachtungsweise den Entwicklungsroman noch aus, so half sie jedoch, ästhetische Grundsätze für die Charaktergestaltung von literarischen Helden zu erarbeiten. Ein „Begebnis“ müsse aus dem anderen erwachsen und der Leser in Spannung gehalten werden. Selbst vom episodenhaften Beiwerk im Roman war die Rede, davon, wie man das epische Werk ausweiten könne durch „zierliche Person-Ort- und Zeit-Beschreibungen“<sup>15</sup> und dergleichen mehr – gleichsam keimhaft die Auffassung, daß das epische Werk sich bemühen müsse, die Totalität der Objekte zu zeigen. Omeis verließ auch die rein rationalistische Auffassung von der didaktischen Gebundenheit dieses Genres, denn ihm schien wichtig, daß der Dichter beim Leser „Furcht / Hoffnung / Freude / Mitleiden / Verwunderung / und dergleichen Gemütes-Bewegungen“ erwecke.<sup>16</sup> So berücksichtigte er in seiner Poetik bereits den Aspekt der Wirksamkeit der Literatur und ging mit diesen rezeptionsästhetischen Orientierungen über die rein handwerksmäßige Vermittlung von poetologischem Regelkram hinaus.

Gottsched mit seinem kritischen Blick für die Gegebenheiten in der deutschen Literatur entdeckte aber noch 1742 wesentliche Mängel im deutschen Roman. Deren Verfasser, so hieß es unverändert in der dritten Auflage der *Critischen Dichtkunst*, verstünden die Regeln der Poesie so wenig wie „die wahre Sittenlehre: daher ist es kein Wunder, wenn sie einen verliebten Labyrinth in den andern bauen, und eitel Thorheiten durcheinander flechten, ihre wollüstigen Leser noch üppiger zu machen, und die Unschuldigen zu verführen“.<sup>17</sup>

Hand in Hand mit der Forderung nach Wirklichkeitsnähe im Roman ging bei Roth die Forderung nach natürlicher Sprache. Der Dialog erhielt bei ihm auch innerhalb des Romans seine Funktion, und was die Romangestalten redeten, das sollte „nach ihrem Stande“<sup>18</sup> sein, das bedeutet, dem Stand, dem Charakter, der Bildung und der Eigenart jeder epischen Gestalt angemessen. Immerhin blieb das, was Poetiker wie Roth und Omeis über Zielsetzung, Wesen und Stil des Romans geschrieben und gefordert hatten, noch auf lange Zeit hinaus ein Programm, das nur langsam verwirklicht wurde.

---

<sup>14</sup> Magnus Daniel Omeis: *Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst*. Nürnberg 1704, S. 218.

<sup>15</sup> Ebenda.

<sup>16</sup> Ebenda.

<sup>17</sup> Johann Christoph Gottsched: *Versuch einer Critischen Dichtkunst*. Leipzig 1742, 3. Aufl., S. 167.

<sup>18</sup> Albrecht Christian Roth, a.a.O., S. 350.

Höhepunkt und Blütezeit des Schäferromans hatten im 17. Jahrhundert gelegen. Die französischen Vorbilder wirkten stärker als um 1700, besonders Honoré d'Urfé mit seiner *Astrée* (1607-1627), die in fast allen Poetiken gerühmt wurde und als Beispiel für eine Rationalisierung des arkadischen Milieus gelten kann – sie handelte nicht mehr im visionären Arkadien, sondern im landschaftlich präzise bestimmbar Gebieten des Oberlaufs der Loire. Deutsche Nachahmungen waren oft nur lächerliche Adaptionen, dienten oft sogar nur religiöser Schwärmerei. So schrieb beispielsweise Konrad Heinrich Viebing, vom Kaiser gekrönter Dichtmeister und Pfarrer im Herzogtum Magdeburg, eine theologische Allegorie. In *Der Unvergleichlichen, Wunderschönen aller Tugend Vollkommensten Weisemunden Lebens- und Leidens-Geschicht, In einer Geistlichen Schäfferei, Voller Geist- und Geheimnis Reichen Lieder und Anmerckungen* (1680) wird die Passionsgeschichte Jesu in schäferlichem Gewande breit ausgemalt. In einem zweiten Teil dieses Romans (1684) ist es die Ostergeschichte. Damit wird abermals deutlich, welche verwirrten Bahnen die deutsche Romandichtung ging. Um 1700 kann von einem eigentlichen Genre „Schäferroman“, das es in Deutschland eigentlich stets nur als eine Spielart des Feudalromans gab, keine Rede mehr sein. Was fortlebte, war lediglich das in vielen Romanen gestaltete Stimmungselement des Schäferlichen. Dabei wurde einer frühen Generation des Bürgertums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer bewußter, daß bukolische Elemente in der Dichtung auch wirklichkeitsfremd seien. Gottsched schrieb recht eindeutig in dem Abschnitt seines theoretischen Hauptwerks, in dem er unter anderem die Schäfergedichte behandelte: „Denn die Wahrheit zu sagen, der heutige Schäferstand, zumal in unserm Vaterlande, ist derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abschildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unsre Landleute sind mehrentheils armselige, gedrückte und geplagte Leute. Sie sind selten die Besitzer ihrer Heerden, und wenn sie es gleich sind: so werden ihnen doch soviel Steuern und Abgaben auferlegt, daß sie bey aller ihrer sauren Arbeit kaum ihr Brodt haben.“<sup>19</sup>

Christian Weise hatte versucht, den Roman zur Dichtung für den Bürgerstand zu erheben. Die Wirksamkeit Weises fand ihren Ausdruck darin, daß man ihn nachahmte. Allerdings fielen diese Versuche, in Episoden den Weg zu einem „politischen“ – das hieß in jener Zeit zu einem zu gesellschaftlichem Umgang fähigen – Menschen nachzuzeichnen, recht platt und fade aus. Wenn Weise, was die Vorrede zu seinen *Erznarren* besonders hervorhob, mit seinen Romanen zugleich ein Gegenstück zur Literatur von der Art des „Henckermäßigen Kluckermutz“ geben wollte, zu jener Literatur also, die von „Schand-Possen“ und „Abscheulichkeit der Unzucht“<sup>20</sup> strotzte, so bedienten sich seine Nachahmer doch vielfach der von ihm

<sup>19</sup> Johann Christoph Gottsched, a.a.O., S. 489.

<sup>20</sup> Christian Weise: *Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt*. In: *Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. Und XVII. Jahrhunderts*, Nr. 12-14, Halle 1878, S. 4.

verdammten Schreibart und häuften Plattheiten, Trivialitäten und laszive Episoden aneinander.

Neben Weise, Reuter und Happel war der Nürnberger Johann Leonhard Rost, Sohn eines Gastwirts, verhältnismäßig fruchtbar in seiner Romanproduktion. Er hatte seine Studien in Altdorf, Leipzig und Jena absolviert und lebte seit 1712 wieder in seiner Heimatstadt Nürnberg. Seiner astronomischen Studien wegen wurde er als Mitglied in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Neben der Veröffentlichung verständlich geschriebener astronomischer Studien – von ihm stammt das erste wissenschaftliche Handbuch der Astronomie in deutscher Sprache –, von mehreren Briefstellern, Romanübersetzungen aus dem Französischen und einer Betrachtung über die Nützlichkeit des Tanzens steht die große Zahl seiner Romane, in denen sich all das wiederfindet, was Bohse-Talander gleichsam vorgemacht hatte und was sich in höfischen Romanen fand, nur platter und abgeschmackter.

Bei einem Autor wie Christian Friedrich Hunold (mit dem Verfasserpseudonym Menantes), der im Literaturstreit mit dem Epigrammatiker Christian Wernicke eine Rolle spielte und den Lohenstein-Verteidiger Heinrich Postel unterstützte, der zudem unter dem Einfluß seines einstigen Lehrers August Bohse stand, machte sich in den Romanen, die er schrieb, eine interessante Wandlung sichtbar, die sich zur Zeit der Frühaufklärung vollzog. Seine stark satirischen Romane, die viel Aufsehen erregten, enthalten eine eindeutig kritische Zeichnung des Adels und der Hamburger Künstlerwelt. Hunold, dessen Eltern früh verstarben – sein Vater war Pächter eines gräflich Hatzfeldischen Gutes –, wurde am 19. September 1680 in Wandersleben, nahe bei Arnstadt, geboren. Bis 1697 besuchte er die Elementarschule in Arnstadt, später die lateinische Stadtschule in Weißenfels, um sich danach auf dem Gymnasium illustre Augusteum auf sein späteres Studium vorbereiten zu können. Hunold war auf die Unterstützung Verwandter angewiesen. Sie ermöglichten ihm auch das Studium der Rechte in Jena. Neben juristischen Vorlesungen besuchte er auch Kollegs in Poesie, Beredsamkeit, Moral und widmete sich daneben dem Sprachenstudium. August Bohse, der in diesen Jahren in Jena lebte und über Redekunst und Rechtswissenschaft las, übte auf Hunold große Anziehungskraft aus. Vermutlich hat Hunold wiederholt Leipzig besucht, wo sein Schulfreund Meister, ein Schwager Erdmann Neumeisters, studierte. Materielle Notlage zwang ihn, sich um eine Stelle als Sekretär am Weißenfeler Hof zu bewerben. Aus dem ihm vertrauten Weißenfels, das er wiederholt während der Sommerferien aufgesucht hatte und an das ihn der Verkehr mit der Meisterschen Familie band, brach er auf, änderte sein ursprüngliches Wanderziel Erfurt und reiste über Braunschweig nach Hamburg, wo er im Februar 1700 ankam. In Braunschweig lernte er seinen späteren Biographen, den Buchhändler Benjamin Wedel, kennen, dem wir eine genaue Kenntnis des Hunoldschen Lebens verdanken. Seine Tätigkeit als „Dählen-Löper“ – als Bote – eines Hamburger Winkeladvokaten wurde bald unterbrochen. Persönliche Konflikte mit seinem Brotherrn beschlossen das ohnehin kümmerliche Dasein. Er versuchte nun, seinen Unterhalt mit der Schriftstellerei zu verdienen und schrieb noch im Jahre

1700 *Die verliebte und galante Welt*, die stofflich aus der Skandalchronik des Weißenfelser Hofes schöpfte.

Hunolds Beziehungen zu den Hamburger Schauspielerkreisen lieferten ihm den Stoff zum *Satirischen Roman*, dessen skandalöse Wirkung ihn zur Flucht aus Hamburg zwang. Als er Hamburg fluchtartig verließ, weil wegen des *Satirischen Romans*, in dem sich etliche Schlüsselgestalten und verschlüsselte Episoden deutlich erkennen ließen, ein großer Prozeß gegen ihn angestrengt wurde, blieb er – dessen Roman symbolisch vom Henker verbrannt wurde – den Hamburgern als Mitbeteiligter vieler literarischer Fehden in Erinnerung, so unter anderem als Beteiligter im Streit zwischen Barthold Feind und dem Pastor Friedrich Christian Feustking, der den orthodoxen Pastor Krumbholtz und dessen Partei gegen Feind aufhetzte. Hunolds Flucht führte ihn zunächst zu Wedel nach Braunschweig. Aus einer erstrebten Anstellung am Wolfenbüttelschen Hofe wurde nichts, und nach kurzem Aufenthalt bei seinem Bruder in Wandersleben, wo er unter anderem Fabeln Lafontaines übersetzte, ein Komplimentierbuch und einen Briefsteller schrieb, ging er nach Halle und hielt dort Vorlesungen über Moral, Rede- und Dichtkunst. 1714 promovierte er bei Bodinus zum Doktor beider Rechte. Durch seinen Schwiegervater, den Anhalt-Bernburgischen Kammerarius und Gerichtsdirektor des Herrn von Wiedersheim und Wörbzig, kam er mit dem Anhalt-Köthenschen Hof in Berührung, an dem Johann Sebastian Bach als Hoforganist wirkte. Für ihn schrieb er, der in seiner Jugend musikalische Bildung genossen hatte und selbst Violine spielte, viele Texte, die vor allem in der dreibändigen Sammlung *Auserlesene und theils noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener berühmten und geschickten Männer* (1718-1721) enthalten sind. In diese Sammlung, die er neben der kurzfristigen Mitarbeit an dem vom Leipziger Buchhändler Moritz Georg Weidmann herausgegebenen *Journal der Staatsaffären* veranstaltete, hatte er drei anonyme Gedichte von Christian Günther aufgenommen. Das außerordentlich bewegte Leben Hunolds beendete 1721 ein Blutsturz.

In den Jahren nach der Flucht aus Hamburg begann für Hunold eine Zeit des äußerlichen Erfolgs im privaten und öffentlichen Leben. Als akademischer Lehrer in der Stadt des Pietismus konnte er sich eine gesicherte Existenz schaffen. Für die Neuauflagen seines *Satirischen Romans* milderte er einzelne Partien, und eine so skandalöse Affäre, wie er sie mit der Publikation eines intimen Tagebuchs der von ihm ohne Gegenliebe verehrten Primadonna der Hamburger Oper, Conradi, heraufbeschwor, in dem sich deren Liebhaber registriert fanden, war in der Hallenser Zeit undenkbar. Dennoch war er nicht der pietistische Frömmeler geworden, von dem man sich in Hamburg erzählte. Aufschlußreich äußerte er sich dazu 1709 seinem Freunde Wedel gegenüber in einem Brief: „Denn ob ich wohl kein Pietist bin und nur Gott bitte, dass er mich einen Christen lasset werden, so habe (ich) doch eine rechte Purgation gegen die Satyren eingenommen. Die Erfahrung, die Jahre und die Vernunft sind hierbey der

Medicus gewesen.<sup>21</sup> Auch in seinen *Akademischen Nebenstunden* (1713) fand sich die Beteuerung, daß er reuevoll auf das frühe Schaffen zurückblicke. In der Besprechung zu der 1731 erschienenen Biographie Hunolds rühmten ihm Gottscheds *Beyträge* nach, daß er seine „ungeziemende Schreibart“ und „sein tadelhaftes Leben, vor seinem Ende ernstlich bereuet“<sup>22</sup> habe.

Hunold konnte aus der Fülle eigener Erfahrungen schöpfen. Das Jenenser Studentenleben kannte er aus der eigenen Studienzeit, und die Weißenfelder Verhältnisse waren ihm außerdem gut bekannt. Was er nicht selbst erlebte, erfuhr er von Freunden. Selbst den Liebesgeschichten lagen eigene Erfahrungen zugrunde, nicht zuletzt darf man in dem Liebesverhältnis Heraldos und Selimenes den Niederschlag von Hunolds Sophien-Erlebnis vermuten. Der Roman *Die verliebte und galante Welt. In vielen annehmlichen und wahrhaftigen Liebesgeschichten, welche sich in etlichen Jahren in Teutschland zugetragen* (1700, 1707; II. Teil: 1707, 1715, 1729) erzählte nämlich die Liebesgeschichte vom Kavalier Heraldo und dessen Geliebten Charlotte und Selimene. Dieses Dreiecksverhältnis lieferte den Handlungsfaden für zwei Romanteile. Der Roman fand beifällige Aufnahme und großen Absatz, und schon nach eineinhalb Jahren wurde eine Neuauflage nötig. Die bewußt erkannte oder zutiefst vermutete wirklichkeitsbezogene stoffliche Grundlage trug wesentlich zur Wirkung des Werkes bei.

Zur Ostermesse 1706 erschien der *Satirische Roman in unterschiedlichen galanten Liebesbegebenheiten*. Die vielen späteren Auflagen des ersten und des zweiten Teils, die an verschiedenen Orten Deutschlands erschienen (z.B. Hamburg 1706, 1708, 1710, 1717, 1719, 1732, 1744; Frankfurt und Leipzig 1723, 1726; Nürnberg 1717, 1719), zeugen von seinem großen Erfolg. Ohne Christian Reuters satirische Position zu erreichen, lieferte jedoch Hunold ein Werk, das stofflich aus dem großen Erfahrungsschatz eigener Erlebnisse als Student, Schriftsteller und Angehöriger der Hamburger Künstlerkreise schöpfte und diese Erfahrungen in das Gewand eines umfangreichen Romans kleidete, dessen Einzelepisoden und Gestalten sich teilweise nur allzudeutlich entschlüsseln ließen. Mit Tyrsates und Selander erlebt der Leser eine Fülle galanter Abenteuer. Milieuschilderungen aus der Leipziger Studentenwelt, aus Künstlerkreisen – für die offensichtlich die Hamburger Erlebnisse Hunolds viel Material lieferten – und die Darstellung allgemeinen Sittenverfalls geben ein farbiges Bild der Jahre um 1700 wieder. Zwischen den Reisen, die Tyrsates und Selander nach „Salaugusta“, nach „Lindenfeld“, Venedig und „Elbipolis“ unternehmen – die Verschlüsselungen sind dem Leser der Zeit geläufig –, liegen die eigenartigsten und verworrensten Erlebnisse, die eine Art Sittenbild der Zeit mit Blick auf Adlige, Bürger und Künstler vermitteln.

<sup>21</sup> Zit. nach Hermann Vogel: *Christian Friedrich Hunold (Menantes)*. Diss. Leipzig 1897, S. 47.

<sup>22</sup> *Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, I. Bd., 3. Stück. Leipzig 1732, VI. S. 544.

Einer Wertung enthält sich der Verfasser jedoch weitgehend, und schon aus der „Vorrede“ zum *Satirischen Roman* geht hervor, daß dieses satirische Sittengemälde vom Autor bewußt so angelegt war. Die Worte „Die Satyren sind nichts anderes, als eine Durchziehung der Laster der Welt, welche man an statt einer ernsthaften mit einer lächerlichen und ungeheuchelten Manier abzuschildern bemüht ist und weil in der Liebe die größten und possierlichsten Schwachheiten vorgehen, so kann es einem wohl selten an Materie in Satyrischen Romanen ausgehen“<sup>23</sup>, schließen von vornherein eine kritische Gesamtschau und Bewertung der Zeitverhältnisse aus.

Eine beachtliche Gruppe von Romanen der Zeit handelte übrigens vorrangig in Leipzig oder besaß zumindest in vielen Handlungspartien Leipziger Lokalkolorit.<sup>24</sup> Das läßt sich vor allem auf die besondere Stellung und Bedeutung Leipzigs im gesellschaftlichen und kulturellen Leben der damaligen Zeit zurückführen.<sup>25</sup> Viele unbekannte Verfasser, denen im allgemeinen akademische Bildung zugestanden werden muß, sind sicher durch Erfahrungen der eigenen Studienzeit in dieser Stadt zum Schreiben angeregt worden. Außerdem spielte das literarische Vorbild, in dem das wechselvolle und erlebnisreiche Leben der bedeutenden Universitätsstadt bereits gestaltet war, eine wesentliche Rolle für erfolgssuchende Autoren und Buchhändler. So nimmt es nicht wunder, daß Romane von Gressel, Corvinus, Schede, Sarcander, Telandrino und vieler anderer unter ihrem Namen oder unter einem Pseudonym schreibenden Autoren in der Stadt an der Pleiße handeln. Selbst die *Moralischen Wochenschriften*, die in Leipzig erschienen, besonders Gottscheds *Vernünfftige Tadlerinnen*, boten durch kritische Darstellung besonderer Ereignisse und bestimmter Lebensformen genügend Ausbeute für literarische Stoffe. Vom Beginn bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts tauchten immer wieder solche Romane auf, die schon im Titel auf Milieuschilderungen aus Leipzig verwiesen – so beispielsweise 1708 *Die Tugend der galanten Leipzigerinnen* und noch 1757 *Des Leipziger Robinsons wahrhafte und sonderbare Lebensschicksale, Reisen und Begebenheiten* – und die Skandalchronik der Leipziger Gesellschaft ausbeuteten und ausschmückten. Selbst in Robinsonaden und in der Abenteuerliteratur spielten Episoden aus dem Studentenumilieu immer wieder eine wichtige Rolle. Hunold führte seine Helden im *Satirischen Roman* nach Leipzig und ließ sie dort Zeugen galantpreziösen Verhaltens und zugleich recht sittenverderbter Verhältnisse werden. Auch in Schnabels *Insel Felsenburg* spielt das Leipziger Leben eine Rolle, und hinter der Bezeichnung „Tilinen“, in der der Roman *Die Teutsche Avanturiere Oder Wahrhafte Geschichte, wunderbare Fata und gar besondere Begebenheiten Eines*

<sup>23</sup> Zit. nach Hermann Vogel, a.a.O., S. 74.

<sup>24</sup> Vgl. dazu auch Georg Witkowski: *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*. Leipzig/Berlin 1909, S. 468ff.

<sup>25</sup> Siehe dazu auch Werner Rieck: „Pleißathen“ als literarisches Zentrum im 18. Jahrhundert. Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung Leipzigs in der deutschen Frühaufklärung. In: *Stätten deutscher Literatur. Literatur – Sprache – Region*. Hrsg. von Wolfgang Stellmacher. Bern/Berlin/Frankfurt (M.) New York/Paris/Wien 1998.

*Charmanten Bürger-Mädgens in Tiliien* (1723) von Veramor streckenweise handelt, darf man mit Sicherheit Leipzig vermuten. In der durch Schnabels *Insel Felsenburg* stark beeinflussten Robinsonade *Der Dreßdner Avanturier, oder Begebenheiten eines gebornen Dreßdners aufgesetzt und beschrieben von ihm selbst* (1755) wird vom Helden seine Leipziger Studienzeit ausführlich beschrieben, und in dem Abenteuerroman mit starken picaresken Zügen *Der Leipziger Avanturier, oder eines gebohrnen Leipzigers eigenhändiger Entwurf seiner Schicksale* (1756) gibt Leipzig für den ersten Teil des Werks fast ausschließlich den Hintergrund der Handlung ab.

Abgesehen von einigen wenigen Werken dieser Gruppe, in denen kritische Darstellung der lokalen Verhältnisse identisch ist mit der bewußt bürgerlich-aufklärerischen Frontstellung gegen Unmoral und höfisch-galante Lebensweise, konnten diese Leipziger Romane nur wenig Ansatz für die Entwicklung einer aufklärerisch intendierten deutschen Romanliteratur bieten, denn die Sensation, der Skandal, das Frivole überwucherten vielfach die Handlung und behinderten die Entwicklung des formal geschlossenen, durch Zielströbigkeit und klare inhaltliche Tendenz charakterisierten Genres des Romans der Aufklärung. Erst die Robinsonaden und sogenannte „Avanturiers“ wurden literarisch äußerst fruchtbar und wirksam, wenn auch ein Großteil dieser Romane – besonders die Nachahmungen, die nur noch dem Titel nach ihre Zugehörigkeit zu diesen Gruppen behaupten – von der Machart der platten Skandalgeschichten und der unnatürlich-phantastischen und übertriebenen Abenteuergeschichten waren. Immerhin konnten aber die Robinsonaden den Keim für ein so bedeutendes sozial-utopisches Werk wie Schnabels *Insel Felsenburg* mit der Darstellung eines nach aufklärerischen Prinzipien funktionierenden Staates und Gemeinwesens fern von Europa auf einem verborgenen Eiland legen und entdeckten die vom spanischen, vom französischen, vom holländischen und vom deutschen Schelmenroman beeinflussten „Avanturiers“ den einfachen Helden aus dem Volk oder ließen ihre Helden zumindest lange Zeit im sozialen Elend und in den untersten Volksschichten leben.

Die Vielfalt von Romanformen und Auffassungen über den Roman ist mit den ausgewählten Beispielen längst nicht erschöpft. Sie zeigt jedoch, wie sich Romanschaffen und Überlegungen zu diesem Genre an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert im Spannungsfeld eines literarischen Wandels bewegen, bei dem neben tradierten Inhalten und Formen aus der Zeit des Barock auch erste Versuche einer aufklärerisch-kritischen Weltsicht – wenn auch vorerst recht spärlich, zumeist satirisch artikuliert und ohne fest umrissene poetologische Programmatik – auszumachen sind.